Ist ein Tessiner Irredentismus möglich?

Autor(en): **Janner, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **27 (1925)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748617

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

IST EIN TESSINER IRREDENTISMUS MÖGLICH?

Um diese Frage zu beantworten, muss man zu allererst untersuchen, in welcher Art die Tessiner sich als Schweizer fühlen. Denn die Tessiner stehen nach Geschichte und Überlieferung sozusagen am Rand der im eigentlichen Sinn schweizerischen Geschichte und Überlieferung. So leuchtet es jedem, der ein wenig über die Beschaffenheit der schweizerischen Vaterlandsgesinnung nachgedacht hat, ein, dass die der Tessiner nicht derselben Art sein kann wie die anderer Eidgenossen, die das Vaterland entstehen gesehen, die Tage seines Ruhmes voll erlebt, in seinen Kämpfen geblutet, an seinen Niederlagen gelitten haben. Der Tessiner ist nur, kann nur „Schweizer" sein vermöge eines politischen und Willensentschlusses. Darum kann ihm sein „Schweizer"tum nicht jenes umfassende Gefühl, jene innerste Freude bedeuten, wie den Schweizern anderer Kantone: z. B. einem Berner, für den das Vaterland eins ist mit seinem Wesen, seiner Heimat, ihrer Geschichte. Wir legen Wert darauf, gleich eingangs diese grundlegende Unterscheidung zu machen, denn sie ist folgenschwer. Weiter unten werden wir sie eingehender erläutern, ihre volle Bedeutung ersichtlich machen und sie in verschiedener Hinsicht aufzeigen. Übrigens ist dieser Wesensunterschied zwischen Tessinern und Eidgenossen schon mehrmals hervorgehoben worden und ist nicht nur für die Tessiner, sondern für jeden Schweizer, der sein eigenes Land wirklich kennt, selbstverständlich.

Der Tessin ist seit nicht viel mehr als hundert Jahren schweizerisch. Früher war er eine Vogtei, den Schweizern untertan, nicht besser noch schlechter regiert als viele andere Gebiete, die sich damals in gleicher Lage befanden. Die Herrenkantone kümmerten sich wenig um ihre Vogtei jenseits der Berge, die nur soweit von Belang war, als sie den unbedingten Besitz der Gotthardstraße sicherstellte. Das ist begreiflich: die Vogtei war im ganzen zu arm, wenig Land, geringer Handel; es lohnte nicht, Straßen zu bauen, die von keinem wirklichen Bedürfnis erfordert waren, einen Handel zu unterstützen, der sich nur mühsam weiterfristete. Die Tessiner wanderten schon damals ins Ausland aus. Mochte ein unredlicher Landvogt miss-

regieren und mit vollen Taschen über den Gotthard heimziehen — im ganzen waren die Verhältnisse in der Vogtei nicht geeignet, ein stärkeres Interesse an ihrem Wirtschaftsleben zu rechtfertigen. Und Bedenken humanitärer Art kannte man natürlich keine, wie kein anderes Staatswesen jener Zeit sie kannte. Man muss die Herrschaft der Landvögte nicht nach den Prinzipien von 89, die später kommen sollten, beurteilen. Verglichen die Tessiner ihre Lage mit der der nachbarlichen Lombardei, die doch auch Untertanenland war, so konnte die Gegenüberstellung jedenfalls nicht ungünstig ausfallen: ihnen wurden wenigstens die ständigen Invasionen und Kriege und all die Greuel erspart, die jene erfuhr. Und erfreute die Lombardei sich größeren Wohlstands, guter Ordnung, so war das weniger das Verdienst einer guten Regierung, als ein Geschenk der Natur.

Dass die schweizerische Herrschaft, trotz aller Unzulänglichkeiten, den Tessinern nicht gar so unwillkommen war, erweist ferner die Tatsache, dass die Luganeser, als sie 1798 den Freiheitsbaum aufpflanzten, selbst verlangten, der schweizerischen Eidgenossenschaft anzugehören und ein Teil von ihr zu sein. Und ihrem Beispiel folgten die andern Gemeinden, Bellinzona, Locarno, Mendrisio, wenn auch nach anfänglichem Unentschlossensein und Schwanken zwischen dem Anschluss an die Schweiz oder dem, für sie natürlicheren, an die — nicht sehr lang vorher in Mailand ausgerufene — Cisalpinische Republik. Eifrige Anhänger des Anschlusses an Mailand waren die sogenannten Cisalpini, studierende und politisierende Jugend, die in Mailand die französischen Ideen in sich aufgenommen hatte. Sie versuchten auch einen bewaffneten Vorstoß gegen Lugano, wurden aber von einem Freiwilligenkorps, das die dieser Unternehmung feindliche Bürgerschaft aus eigenem Antrieb gebildet hatte, zurückgeschlagen. Liest man die Geschichte jenes Jahres, so hat man den Eindruck, dass der Widerstand gegen die Cisalpini vielleicht weniger von einer wahren Anhänglichkeit an die Schweiz herkam, als vom Hass und Abscheu gegen die jakobinischen und atheistischen Ideen, welche mit den Cisalpinern in unsere Berge zu dringen drohten. Wie überall in Europa, soweit es „ancien régime" war, war auch für unsere

Landbewohner Frankreich das Land des Antichrist und die Verfechter der französischen Ideen wurden als wahre Sendlinge des Dämons betrachtet.

* * *

Im vergangenen Jahrhundert war es für den Tessin ein wahres Glück, schweizerisch zu sein. Vor allem wegen des erhöhten wirtschaftlichen Wohlstands: Straßen wurden gebaut, neue Gewerbe erblühten, Schulen wurden eröffnet. Und dann: man fühlte sich Herr im eigenen Haus, man konnte Gesetze schaffen nach eigenem Sinn. Und schließlich: man gehörte einem angesehenen, alten Staatenbund an und so konnte man, wenn es notwendig war, auch die Stimme erheben gegen die Einschüchterungsversuche Österreichs, das mit scheelen Augen auf den kleinen Freistaat in der Nachbarschaft der Lombardei sah. Denn natürlich nahm der Tessin gerne die vielen Flüchtlinge auf, die nach den Aufständen und Erhebungen gegen die Fremdherrschaft aus Italien kamen, und ließ es zu, dass sie privat unterstützt wurden. Seit kurzem frei, musste er notwendig mit allen in Italien fühlen, die sich einen Staat, dem seinen gleich, erkämpfen wollten. Und so umgaben ihn auch Bewunderung und Dankbarkeit aller jener hochstehenden und beherzten Italiener, die in der Schweiz einen Idealstaat erblickten, das Gleichnis des künftigen Europa, als dessen Wegbereiter sie sich erklärten. Schweizer zu sein, war in den Augen der Liberalen jener Zeit etwas wie ein Ehrentitel, etwas, das einen wie ein Glorienschein höherer, reinerer Gesittung umgab. Die in Italien studierenden Tessiner konnten ihre freien republikanischen Einrichtungen rühmen und preisen, das staatliche Zusammenleben dreier verschiedener Völker, von denen keins die andern unterdrückte – so konnten sie dem Träumen und Trachten aller Gefährten Ausdruck verleihen, die das fremde Joch nicht mehr ertragen konnten und heimlich ihre Schwerter schliffen. Die Tessiner waren die sozusagen schon befreiten Italiener, indes die übrigen noch der Befreiung harren mussten. So ist es klar, dass es damals keinen solchen Irredentismus geben konnte: der Tessiner fühlte sich in einem gewissen Sinne seinen italienischen Brüdern überlegen: auch er Italiener im

Herzen und an Bildung, doch kein Knecht mehr, da er so glücklich war, einem freien, fortschrittlichen, demokratischen Staat anzugehören. Und von diesem Vorrecht machte er zugunsten der Italiener freigebigen Gebrauch: er nahm sie auf in seinem Kanton, er schützte sie vor den Drohungen Österreichs, er gab ihnen die Mittel zum Leben und, als die Stunde des Kampfes gekommen war, auch Freiwillige, bereit, für Italien zu sterben. Darum empfanden Männer wie Franscini, Luvini, Vela, Curti und viele andere mit Stolz die Schweiz als ihr Vaterland, sie, die sich doch als Brüder der Italiener fühlten, welche um die Freiheit kämpften.

Die Lage wurde anders, als Italien einmal bestand, wenn auch nicht mit einem Schlag. Die ersten dreißig oder vierzig Jahre des neuen Königreichs waren durch Schwierigkeiten der Ordnung im Innern und durch unglückliche Kolonialkriege so erschwert, dass es noch eine Weile ging, bis Italien sich im Ausland durch staatliche Einrichtungen, Ansehen und materiellen Wohlstand Geltung verschaffen konnte. Dieser Zustand ist jetzt seit mehr als zwanzig Jahren erreicht. Heute braucht Italien die Schweiz um nichts mehr zu beneiden, so wenig um die Einrichtungen ihres Staatslebens wie um ihr wirtschaftliches Wohlergehen. Der italienische Name klingt in der Welt so geachtet wie nur irgend ein anderer. — Und andererseits: Die Ideale, um deretwillen unser Vaterland bewundert wurde, genießen nicht mehr jenen Glorienschein politischer Vollkommenheit, in dem sie dem vorigen Jahrhundert erschienen. Demokratie und Zusammenleben verschiedener Völker in einem höheren staatlichen Organismus werden heute von vielen als leere Utopien und widernatürliche Wahngebilde eines törichten Jahrhunderts betrachtet und verlacht. Mit dem Anschwellen der trüben, aber mächtigen Sturzwelle des nationalen Egoismus und der Selbstverherrlichung der Völker verblassten unsere Ideale und verloren jede werbende Kraft. Jedes Volk will nur mehr auf die eigene Kraft bauen und betrachtet jedes Übereinkommen mit einem andern Volk einzig unterm Gesichtspunkt der eigenen egoistischen Interessen.

So bleiben wir Schweizer die einzigen, den Menschheitswert unserer Ideale zu verkünden und auch wir — so stark ist das

Lärmen des neuerwachten Nationalismus —, auch wir werden eingeschüchtert in unserer Überzeugung und fast möchte man sagen: wir bleiben ihr vielleicht weniger aus innerstem festen Glauben treu, als aus der Notwendigkeit, unser Dasein zu rechtfertigen. Einige von unseren Intellektuellen verwerfen, von der antidemokratischen und antipazifistischen Bewegung erfasst, die uns überkommenen Ideale und träumen von einem neuen schweizerischen Nationalismus, dem ausländischen zum Verwechseln ähnlich. Und sie merken nicht, dass er unmöglich ist, weil der Nationalismus den sprachlichen und kulturellen Einheitsstaat voraussetzt, und dass Demokratie und Pazifismus nicht zu trennen sind vom Staatsgedanken der neueren Schweiz und dass sie, auch wenn sie sich politisch als Irrtum erwiesen, immer noch ein für das Dasein der Schweiz notwendiger Irrtum wären.

Die Folgen dieser neuesten Umwertung der Werte machen sich auch im Tessin fühlbar. Tatsächlich bemerkt man eine gewisse Unruhe in der denkenden Jugend, ein gewisses Gefühl der Leere, wie die vorhergehende Generation es nicht gekannt hatte. Vielleicht rührt es daher, dass man eine Zeitlang sich dessen nicht bewusst war, was es bedeutet, Schweizer zu sein, und auch daher, dass man fühlte, das eigene Vaterland sei anders als die andern, vielleicht höher, doch dem unmittelbaren Fühlen weniger fasslich, weniger nah. Darum braucht es für die Jugend einer größeren geistigen Anstrengung, regerer Wachsamkeit auf sich selbst, um auf dem Boden einer geraden und aufrichtigen schweizerischen Gesinnung zu verharren, ohne dabei auf die Rechte und Pflichten, die sich aus der italienischen Art des Landes ergeben, zu verzichten. Der Tessiner weiß: Schweizer sein bedeutet heute in Italien nicht mehr, vom Glorienschein eines bevorzugten Volks umschimmert sein, vielmehr verstehen die meisten Reichsitaliener nicht mehr, dass es jenseits der Grenze überhaupt noch Italiener geben soll, und noch dazu, dass diese nicht verlangen, sich der großen Volkseinheit anzuschließen. Und denjenigen Tessinern, die sich bemühen, ihnen zu erklären, was denn die Schweiz ist, wie ihr politisches Ideal ist, erwidert man mit mitleidigem Lächeln, als wären sie „Mischlinge", die nicht einmal mehr die Blutsbande gemein-

samer Abkunft fühlen. So sehr hat die Idee des Nationalstaats in fast allen Köpfen über die andere kulturell-friedlichen Zusammenlebens verschiedener Stämme in einem höheren Staatswesen gesiegt.

Übrigens wäre es dem Tessiner, wenn er von dem politischen und sittlichen Moment, das ihn an die Schweiz bindet, absehen wollte, selbst kaum mehr verständlich, warum er je einem andern Staat als Italien zugehören sollte. Bedingt die Zugehörigkeit zur Schweiz doch immer gewisse Nachteile und Gefahren in kultureller Hinsicht, die, heute ohne Belang, doch mit der Zeit in immer unerfreulicherer Weise fühlbar werden könnten. Italienische Bildung, italienisches Wesen sind im Tessin stets lebendig und werden miterlebt: dafür zeugt die literarische Tätigkeit Francesco Chiesas und der Jungen; aber sie verliert doch immer ein wenig an Kraft durch das Fehlen eines bedeutenden Mittelpunkts, wie Zürich, Bern, Basel in der deutschen, Lausanne und Genf in der französischen Schweiz: wo die Geister sich zusammenfinden, wo im Feuer der Diskussion und der Kritik der Sinn für die Kultur des eigenen Volks feiner wird, die Liebe zu ihr wach bleibt. An einem kleinen Mittelpunkt wie Lugano sind statt dessen die Intellektuellen nicht zahlreich genug, um Gehör zu erlangen, und die rein wirtschaftlichen und kaufmännischen Interessen drohen jede andere Überlegung zurückzudrängen. Die Gegensätze der Parteien, gewisse persönliche Interessen, die von Bern her kommenden zentralistischen Tendenzen und vor allem das Zuwandern von Schweizern anderer Sprache — alle diese Dinge könnten allmählich Verhältnisse herbeiführen, die — wenn man nicht beizeiten daran dächte, die nötigen Vorkehrungen zu treffen — für die Wahrung der kulturellen Eigenart des Landes höchst ungünstig wären. Schon die Möglichkeit dieser Gefahr genügt, diejenigen in einen Zustand geistigen Unbehagens und in Unruhe zu versetzen, die, mit feinen Sinnen für die Kultur ihres Volkes begabt, jedes kleine Sich-Verändern der kulturellen Erscheinungen beobachten.

Eine weitere Schwierigkeit, die den Tessinern daraus erwächst, dass sie Schweizer sind, sind die Hochschulstudien. Sie sind gezwungen, an einer schweizerischen Universität zu stu-

dieren, da ein Studium in Italien für die schweizerischen Staatsexamina nicht anerkannt wird. Das bedeutet folgendes: Man reisst den jungen Tessiner aus dem für seine Bildung und Entwicklung natürlichen Bereich, um ihn in einen anderen zu verpflanzen, der seinen Denk- und Lebensgewohnheiten fremd ist; man macht ihm die Studien schwer und mühsam, da er sie in einer Sprache treiben soll, die er nur unvollkommen beherrschen kann. Wogegen eingewendet wird, dass diese Lage zwar als Zwang empfunden wird, andererseits aber praktische Vorteile bietet, denn die sich daraus ergebenden guten Sprachkenntnisse eröffnen dem künftigen Arzt oder Anwalt in Fremdenstädten wie Lugano und Locarno einen weit ausgedehnteren Wirkungskreis.

Eine bereits heute für den Tessin recht nachteilige Lage ist die wirtschaftliche. Vergleicht der Tessiner die Lage von Handel und Industrie bei sich mit der in den umliegenden Gegenden der Lombardei, so hat er gewiss keinen Grund, zufrieden zu sein. Unsere Wasserkräfte werden derzeit zum grössten Teil nicht ausgebeutet, während sie schnell ausgenützt würden, wenn der Tessin zu Italien gehörte. Wie in Como, Varese, Intra, Pallanza, könnten neben der Fremdenindustrie andere Industrien und Fabriken aufblühen und Wohlstand ins Land bringen. Ich will nicht weiter auf diese Fragen eingehen, die von berufener Seite schon ausführlich behandelt worden sind und derzeit Gegenstand von Erörterungen und Verhandlungen zwischen Kantonalregierung und Bundesbehörden bilden. Aber der Nachdruck, mit dem man das Problem behandelt und bespricht, erweist den Ernst der Krisis und die Dringlichkeit einer Abhilfe. Wir möchten nur bemerken, dass diese Art Schwierigkeiten weit mehr Gefahr für die schweizerische Gesinnung des Tessins in sich birgt als die beiden andern, oben erwähnten; berühren sie doch einen viel grösseren Kreis von Leuten unmittelbar: die Geschäftsleute, die Industriellen und alle, die von ihnen abhängen. Die Bedeutung des wirtschaftlichen Elements ist so gross, dass es, wenn diese Kreise für das Schweizertum einträten, wenigstens für geraume Zeit vergessen ließe, welche Gefahren der italienischen Art des Kantons erwachsen könnten.

* * *

Was steht nun diesen Momenten gegenüber, die, wie verschieden sie gewertet werden mögen, doch als verderblich für das Bestehen einer frei und aufrichtig schweizerischen Gesinnung im Tessin anzusehen sind? Welche andern Momente könnten ihren zersetzenden und auflösenden Einfluss aufwiegen?

In erster Linie die tiefe aufrichtige Anhänglichkeit der Tessiner an die Schweiz. Hundert Jahre politischer Gemeinschaft gehen nicht dahin, ohne irgend eine Spur im Denken eines Volkes und gar in seinen politischen Auffassungen zu hinterlassen. Die Tessiner haben sich nun daran gewöhnt, in Dingen der Politik wie die übrigen Schweizer, das will sagen: ganz anders als die Italiener, zu denken. Sie sind ein gutes Stück demokratischer als diese. In ihrer kleinen helvetischen Republik haben sie sich daran gewöhnt, die nationalen und internationalen Probleme genau zu verfolgen, welche alle dem Volk zur Begutachtung vorgelegt werden oder werden können; und jeder hat in Gemeinde, Bezirk oder Kanton ein Amt innegehabt, so dass er ermessen kann, was es mit dem Regieren und der Führung der öffentlichen Geschäfte auf sich hat. So hat die Gemeinschaft mit der Schweiz im Tessiner eine bestimmte politische Denkungsart erzeugt, durch die er sich vom Italiener vorerst recht verschieden fühlt.

Ferner die Redlichkeit und Rechtlichkeit der Tessiner. Durch hundert Jahre ist die Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft eine Quelle grosser Vorteile für die Tessiner gewesen. Wir waren sechzig Jahre vor den Italienern frei, lange vor ihnen konnten wir Schulen, Strassen, bürgerliche Einrichtungen haben. Jedenfalls hat bis vor zwanzig Jahren der einfache Tessiner sich dem Italiener recht überlegen gefühlt. Es wäre treulos gehandelt, vergäße der Tessiner heute, da sich die Lage zum erstenmal gewendet hat, all das frühere Gute, um ohne weiteres nach der Loslösung von der Schweiz zu streben. Mit beiderseitigem guten Willen können alle die strittigen Fragen gelöst werden, und das Gefüge der Schweiz ist derart beschaffen, dass es sehr wohl eine Spannung im Innern ertragen kann, ohne dass eine Auflösung drohte.

Und schließlich das ideelle Motiv. Das Ideal der friedlichen Gemeinschaft dreier Völker in einem und demselben Staat,

welches die Lebensberechtigung der neueren Schweiz ausmacht oder ausmachen sollte, wird vielleicht in keinem Teil unseres Landes so sehr als wahre und wirkliche sittliche Verpflichtung empfunden, wie im Tessin. Die deutsche Schweiz bestünde auch ohne ein solches Ideal (wie sie ja bestanden hat, bevor es hieß, dieses Ideal mache das eigentliche Wesen der Schweiz aus); denn sie stellt eine von der deutschen wohl unterschiedene kulturelle Einheit dar und hätte daher mehr als reichlich Grund, aufs neue einen selbständigen Staat zu bilden, auch wenn durch geschichtliche Zufälligkeiten die dreisprachige Schweiz zerfallen sollte. Die französische Schweiz bildet ihrerseits eine eigene Einheit, von Frankreich durch verschiedene Eigentümlichkeiten, unter denen der Calvinismus voran steht, wohl unterschieden und durch feste Bande der geschichtlichen Überlieferung und der Kultur mit den Deutschschweizern verbunden.

So könnte man (auch ohne sich auf das Ideal der Brüderlichkeit der Völker zu berufen) sehr wohl denken, dass Deutsch- und Französischschweizer zusammen *einen* Staat bildeten. Aber für den Tessin gilt das nicht: er ist nur insofern, als er einen Teil der Schweiz bildet, etwas Abgeschlossenes: würde er sich von ihr loslösen, so kehrte er unvermeidlich in die grosse lombardische Gemeinschaft zurück und ginge völlig in ihr auf. Darum halten wir Tessiner uns fest an das schweizerische Ideal, als an das einzige wahrhaft starke Band, das uns an die Schweiz schließt: denn wenn man es verleugnen, wenn die Schweiz wie irgend ein anderer Staat eine nationalistische Mehrheitspolitik treiben wollte, dann wüssten wir nicht mehr, warum wir fortfahren sollten, Schweizer zu sein.

Darum ist, denkt man an den Tessin, nichts gefährlicher für das Bestehen der Schweiz als eine gewisse „Realpolitik", wie sie von einigen Gruppen von Deutschschweizern gepredigt wird, denen zufolge unser Land das sinnlose Geschwätz von Idealen aufgeben und sich entschlossen auf den Boden der Wirklichkeit stellen sollte. Denn würden wir Tessiner uns auf den Boden einer solchen Wirklichkeit stellen, dann wären wir alle sofort Irredentisten. Darum auch ist der überzeugteste und glühendste Verfechter des Beitritts der Schweiz zum Völkerbund (welcher,

obschon ein noch unvollkommenes Gebilde, dennoch ein ernsthafter Versuch ist, das Ideal des friedlichen Zusammenlebens der Völker zu verwirklichen), darum ist dieser Verfechter ein Tessiner gewesen, Motta, der wohl wusste, dass gerade durch dieses Ideal der Tessin der Schweiz verbunden bleibt. Die Blindheit gegen diese Tatsachen ist allein schon eine Verurteilung einer derartigen Realpolitik; ist doch ein Ideal, das stark genug ist, eine starke und sichtbare Verbindung zu schaffen, etwas Wirkliches und muss anerkannt werden.

* * *

Und mit der größeren oder geringeren Bedeutung, die das ideelle Element für die drei Stämme besitzt, oder mit andern Worten: mit der sittlichen Pflicht des Zusammenlebens, wollen wir uns noch ein wenig befassen. Denn sie führt uns dazu, *Schweizer aus Überlieferung*, die im Grund keines Idealismus bedürfen, um Schweizer zu bleiben, von *Wahlschweizern* zu unterscheiden, die eben aus diesem Idealismus heraus Schweizer sind und bleiben. Mögen die Vereinfacher nicht erschrecken, welche meinen, dass die Liebe zur Schweiz bei allen dieselbe, einförmig und gleichartig, sein muss, wie die Vaterlandsliebe in andern Ländern. Die Deutschschweizer sind Schweizer aus Überlieferung, was heißen soll: Schweizer durch Gefühl und inneres Erleben. Ebenso, in der großen Mehrzahl, die Französischschweizer, obschon für sie auch das willensmäßige, politische und sittliche Element besteht. Sie, Deutsch- und Westschweizer, sind im Grund die wahre Schweiz, im Boden verwurzelt, in der Geschichte verankert, nicht bloß Idealen zustrebend. In vergangenen Jahrhunderten haben *sie*, gemäß ihren Bedürfnissen und Begriffen von Freiheit, die Schweiz geschaffen, sie haben sie groß gemacht und zu Ehren gebracht, für sie gekämpft und gesiegt. Alle Stationen der alten Schweizergeschichte leben in der Seele des Volks, all die geschlagenen Schlachten sind noch gegenwärtig im Namen von Städten und Dörfern, bekannten, noch heute bewohnten, dort feiert man die Erinnerung Jahr für Jahr; viele vaterländische Lieder stammen aus jener ruhmreichen Zeit von Vätern zu Söhnen vererbt; die Freiheit selbst scheint ein heiliges Erbe der Ahnen, die für sie

gestritten und gestorben. All das erzeugt in den Seelen einen lebenden, fast leibhaften Begriff des Vaterlandes, einen Begriff, der in manchen Augenblicken das ganze Fühlen, Denken, Handeln beherrscht.

Nicht so im Tessin. Für uns Tessiner ist das schweizerische Vaterland nicht gefühlsmässig, sondern im geistigen und sittlichen Sinn wirklich, und das kann nicht anders sein. Tessiner und Eidgenossen haben keine gemeinsame Geschichte außer hundert Jahren friedvollen politischen Zusammenlebens, die wohl eine gemeinsame „politische Denkungsart", nicht aber eine gemeinsame „Geschichte" zu schaffen vermochten. Die Zeit der Landvögte zählt nicht, weil sie gewiss nicht viel dazu beitrug, den Tessinern ihre Herren näher zu bringen. Die Tessiner haben nie in einer vollen Hass- und Liebesgemeinschaft mit den andern Schweizern gekämpft, gelitten, sich begeistert. Die Geschichte des Tessins bis vor hundert Jahren ist die eines durch geschichtliche Zufälle in einen völlig andern Staat eingefügten Stücks lombardischer Erde. Schon die Grenzen zeigen das Ergebnis diplomatischer Willkür: ist Como italienisch, dann müsste es auch Lugano sein, denn hier herrscht eine ungebrochene Einheit in Sprache und Religion, in kulturellen Überlieferungen und Lebensgewohnheiten. Wie der Tessin schweizerisch geworden ist, hätten übrigens auch Ossola und Veltlin, die schon in Händen der Eidgenossen waren und dann wieder verloren gingen oder zurückgegeben wurden, schweizerisch werden können. So ist es unmöglich, dass ein Tessiner im eigentlichen Sinn „Schweizer" wäre wie ein Berner oder Luzerner: er hat sich diesen durch politischen und sittlichen Entschluss angeschlossen, obschon seine Überlieferung eine völlig verschiedene ist. Er wird auch aufrichtig und treulich Schweizer sein, denn er will das gegebene Wort halten, aber er wird das Gefühlselement im schweizerischen Vaterland nie sehr stark mitempfinden, er wird sich nie sehr für Lieder und Umzüge begeistern.

Seine Art Schweizer zu sein — nämlich Wahlschweizer — birgt natürlich Gefahren in sich. Kann ein Tessiner sich nicht bis zum Begriff einer rein ideellen und sittlichen Vaterlandsgesinnung erheben, so ist er für die Schweiz verloren. Wer nur

an die eigene Rasse und Kultur glaubt, wer nicht für möglich hält, dass verschiedene Völker brüderlich in *einem* Staat wohnen, der wird nie begreifen können, warum der Tessin schweizerisch sein soll.

Für den Tessiner besteht demnach folgende Gefahr: Da ein großes und mächtiges Italien eine eifrige und wirksame Propaganda entfalten kann, könnten die jungen Tessiner nach und nach das Gefühl für das schweizerische Ideal verlieren und sich für das ihrer jugendlichen Begeisterung weniger ferne, weniger abstrakte, fasslichere italienische Nationalgefühl einfangen lassen. Die Möglichkeit dieses oder jenes irredentischen Zentrums besteht schon jetzt im Tessin, und wenn man nicht daran denkt ihr vorzubeugen, wird sie in Zukunft noch größer sein. Und das nicht nur durch politische Fehler, die wir begehen könnten, sondern durch die starke Wirkung, welche die sprachliche, kulturelle und staatliche Einheit Italiens auf jugendliche Gemüter unvermeidlich ausüben muss. So erklärt sich eine Erscheinung wie die *Adula*. Die Begründerinnen dieses Blattes sind zwei Frauen, zwei kluge, aber vor allem leidenschaftliche Frauen. Aus ihrer fanatischen Liebe für Italien, ihrem völligen Unverständnis für die Schweiz besteht ihre ganze durchaus gefühlsmäßige Haltung. Und der Geisteszustand der *Adula* und der sog. *Jungen Tessiner* ist keinem Tessiner Intellektuellen fremd, denn diesen Geisteszustand hat er durchgemacht und hat ihn dann überwunden. In jedem denkenden Tessiner von zwanzig Jahren steckt die Möglichkeit zu einem Irredentisten, d. h. er begreift nicht mehr, warum er Schweizer ist. Man hat ihn in der Schule die Schweizergeschichte gelehrt, Tell, Morgarten, Sempach, Murten, und er hat sich dafür begeistert; jetzt aber begreift er nicht, was er mit dieser Geschichte — der eines von dem seinen ganz verschiedenen Volks — überhaupt zu tun hat. *Seine* Geschichte ist nur, kann nur sein die italienische Geschichte, seine Welt nur die italienische. Dies der Geisteszustand der *Adula*. Aber die *Adula* kommt darüber nicht hinaus, während die große Mehrzahl der Jungen ihn überwindet. Sie entdecken aufs neue, was der politische und sittliche Begriff der Schweiz bedeutet, sie werden aufs neue wahrhaft gute Schweizer, doch nicht mehr wie sie es auf der Schulbank gewesen und wie es

so viele sind, die sich nie um diese Probleme gekümmert haben. Sie begreifen, dass die heutige Schweiz nicht mehr diejenige früherer Jahrhunderte ist, dass sie nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt, nicht so sehr ein überkommenes Erbe, als ein Ziel, das erobert erreicht werden muss. Und so finden sie auch die Möglichkeit, die Anhänglichkeit an die schweizerischen Ideale mit der tiefen Liebe zu italienischer Bildung und Art zu vereinigen.

In wem aber Gefühle vorherrschen, d. h. wer unfähig ist, politische Begriffe und Gefühl zu trennen, der wird nie dazu gelangen, das schweizerische Ideal zu verstehen. Das ist der Typus derer von der *Adula*, mit Salvioni an der Spitze, Salvioni, der nie eine andere Wirklichkeit sah — und vielleicht konnte er als Philologe sie nicht sehen — als die Sprache, die Kultur, d. h. einheitliche Nationalität ist. Sie sind wohl mit einem überaus feinen Gefühl für italienisches Wesen begabt; doch nicht in gleicher Weise ist bei ihnen der sittliche Wille entwickelt, der, wenn er ein höheres Ziel erkannt hat, sich diesem auch gegen Gefühl und Neigung unterordnet und ihm treu bleibt. Auf diese Art fühlt die Mehrzahl der Tessiner, gewillt, treulich in aufrichtig schweizerischer Gesinnung zu verharren.

Welche schweizerische Gesinnung ihrerseits wieder manches, ohne das auch sie schwinden könnte, als notwendig voraussetzt.

Die erste dieser für uns Tessiner gleichsam lebensnotwendigen Bedingungen ist:

1) Die Wahrung der rein italienischen Art des Kantons. Diese Voraussetzung ist für die Tessiner selbstverständlich und mag auch allen Eidgenossen auf den ersten Blick als das erscheinen. Viele von ihnen versäumen ja auch nie dieses Recht der Tessiner schlankweg anzuerkennen, schon im Interesse der Schweiz selbst, die das bleiben muss, was sie ist, nämlich einheitlich und dreifach zugleich. Aber das sind Begriffe, wie nur Theoretiker und Intellektuelle sie sich aneignen. Praktisch könnte die Sache ganz anders in Erscheinung treten. Es handelt sich darum, zu sehen, wie die einzelnen Deutschschweizer, die sich für dauernd im Tessin niederlassen, sich das denken. Sie sind sozusagen das, was praktisch zählt.

Nun versteht wohl ein großer Teil dieser Schweizer, man

möchte sagen instinktiv, was der neue Wohnort erfordert: so gewöhnen sie sich rasch und vollkommen ein. Sie werden Tessiner. Ihre Kinder besuchen die Schulen des Landes und sind mit zwanzig Jahren, es sei denn am Namen, nicht von dem wahren Tessiner zu unterscheiden. Sie tun gut daran, so zu verfahren. Sie widmen ihre Arbeitskraft und ihr Organisationstalent dem Tessiner Wirtschaftsleben, ohne dessen Eigenart zu fälschen; sie fügen sich reibungslos und ohne Gefühle zu verletzen ins Tessiner Leben ein. Aber es gibt noch andere Deutschschweizer, die, besser gestellt, vielleicht auch gebildet, sich, obwohl sie sich endgültig im Tessin angesiedelt haben, der Umgebung, die ihnen vielleicht zu gering erscheint, nicht angleichen wollen. Und so führen sie denn im Tessin ihre Art zu leben fort, schließen sich ein in ihre „Vereine", sorgen nur für ihre Geschäfte, lesen nur die *Tessiner Zeitung* oder *Südschweiz*, welche ihnen Woche für Woche „die Pflicht zum Deutschtum" predigen, kündigen ihre „Deutschabende" an, bauen sich ihre Villen nach nordischem Geschmack, hängen nur deutsche Tafeln über ihre Geschäfte, und halten sich so absichtlich abseits von jeder zu nahen Berührung mit Tessinern. Und sie merken nicht, dass sie dadurch die Empfindlichkeit der Tessiner verletzen, denen daran liegt, dass unsere Städte ihr italienisches Aussehen behalten. Noch ärger ist es, wenn sie besondere Schulen für ihre Kinder gründen, damit diese nicht genötigt sind, die Tessiner Schulen zu besuchen — so arbeiten sie auch dagegen, dass ihre Kinder Tessiner werden. Dieses Verhalten stärkt gewiss nicht die schweizerische Gesinnung der Tessiner, welche darin, dass diese Schweizer dem Land fremd bleiben wollen, eine Gefahr für die italienische Art des Kantons empfinden. Und zwar nicht so sehr wegen der Zahl dieser Leute, die gewiss nicht groß ist, als vielmehr wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung und wegen der Anschauungen, die sie hegen und die wir gerade aus ihren Zeitungen kennen. Vom letzten Frühjahr datiert eine Polemik in den Tessiner Zeitungen anlässlich der deutschen Privatschule in Lugano, deren Leiter Gelder brauchten und sich auch an die Tessiner gewendet hatten, damit sie zur finanziellen Unterstützung beitrügen. Die Tessiner tadelten diesen Aufruf heftig: wenn sie die öffentlichen Schulen

verachteten, möchten sie selbst für ihre Schule sorgen. Um sich zu rechtfertigen, sagten die Leiter der Schule, dass ja auch Pro Ticino italienische Schulen in Zürich und Bern unterhält und sich der Finanzierung wegen auch an Deutschschweizer wendet; sie sagten aber nicht, dass es sich hier nur um Schulen mit ein paar Wochenstunden handelt, in denen man nur ein wenig italienischen Sprachunterricht erteilt, während die Luganeser Schule eine vollständige Primarschule ist, die öffentliche Primarschulen vollkommen ersetzt. Was einen wesentlichen Unterschied ausmacht. Jener Teil der Deutschschweizer, der der Anpassung widersteht, ist ferner der gleiche, der an den wichtigsten Orten eine eigene politische Partei gründet, die zwar in den Tessiner Parteikämpfen zuweilen ein milderndes Element sein kann, aber zuweilen auch Politik auf eigene Faust treibt und für die Stimmen, die sie zur Verfügung stellt, gewisse Begünstigungen für ihre Schulen oder für andere Sonderinteressen verlangt.

In einer statistischen Arbeit von Ammann über den Tessin, die vor nicht langer Zeit in den *Schweizerischen Monatsheften* erschien, wollte der Verfasser an der Hand von Zahlen nachweisen, dass die Gefahr der Überfremdung des Tessins von seiten der zugewanderten Italiener viel größer sei, als von seiten der zugewanderten Deutschschweizer. Stimmt, wenn man nur die Zahlen betrachtet, wie Herr Ammann es zu tun scheint. Betrachtet man aber Beruf, soziale Stellung und Bildungsunterschiede der Zugewanderten, so findet man, dass das Aussehen von Städten wie Locarno und Lugano sich durch die deutschschweizerische Zuwanderung, und nicht durch die Italiener, schon ein wenig verändert hat. Alle oder fast alle Deutschschweizer haben in Handel oder Wirtschaft führende Stellungen inne und, wie schon oben erwähnt, nicht alle lassen sich anpassen; darum macht ihr Einfluss auf das Leben und die äußere Erscheinung des Landes sich ganz anders fühlbar als der von dreissigtausend Italienern, meist einfachen Arbeitern, Bauern und Kleingewerblern, ohne bürgerliche Rechte, ohne irgendwelchen Nationalhochmut und kulturell vollkommen gleicher Art wie unsere Bevölkerung, mit der sie so vermengt sind, dass man sie, wären nicht ihre Ausweispapiere, nicht einmal von

einander unterscheiden könnte. Diese also sind es keinesfalls, welche der Eigenart des Kantons Eintrag tun könnten. Und auch die in den freien Berufen tätigen Italiener, meist Ärzte und Professoren, treiben aus Gründen der Vorsicht oder der Rücksicht keinerlei italienische Propaganda — man sehe denn, als von einer Ausnahme, von dem oder jenem Journalisten ab, der aber auch genötigt ist, seine Lehre vom italienischen Nationalismus in den Spalten der *Adula* vorzutragen.

Demzufolge sind Gefahren, die der italienischen Art des Kantons durch das Sich-Bilden deutschschweizerischer Kolonien im Tessin erwachsen könnten, in gewissem Sinn vorhanden und es wäre angemessen, ihnen beizeiten vorzubeugen. Und die Abwehr bestünde ganz einfach darin, die Deutschschweizer, welche sich im Tessin ansiedeln, dahin zu bringen, dass sie der naturgemässen Anpassung an die Umgebung nicht widerstreben. Wenn sie sich so verhalten, werden sie dem Tessin einen Dienst erweisen, sich selbst wohler, in grösserer Übereinstimmung mit der Umgebung befinden, und letzten Endes auch der Schweiz dienlich sein, deren Daseinszweck es ja nicht ist, nur die Interessen des „Deutschtums" zu wahren. Zu diesem Zweck wäre es erforderlich, dass jede *Tessiner Zeitung* oder *Südschweiz* samt ihren unheilvollen Propheten aus dem Tessin verschwände. Die Gefahr der Verdeutschung der Tessinerstädte durch das allmähliche Sich-Einnisten einzelner Deutschschweizer, die das auch im Tessin bleiben wollen, scheint in einem gewissen Sinn ernsthafter zu sein als jene andere Gefahr, die der italienischen Art des Kantons durch die gleichmacherischen und zentralistischen Tendenzen, die von Bern kommen, droht; denn die letzteren gehören der öffentlichen Sphäre an, und so können sie viel leichter aufgedeckt und zurückgewiesen werden.

* *
*

Als Schmälerung ihrer kulturellen Freiheit empfinden die Tessiner auch die Schwierigkeiten, die ihrem Hochschulstudium entgegenstehen. Da nun einmal eine Tessiner Universität nicht errichtet werden kann, da die Mittel, die geeigneten Professoren und schließlich die Studenten fehlen, sind die Tessiner genötigt, ihr Studium an einer schweizerischen Hochschule, also in

fremder Sprache, zu treiben. Für die Juristen ist das eine begreifliche Notwendigkeit: man versteht, dass sie das schweizerische Recht nicht in Italien erlernen können; für die Ärzte aber müsste es zu einem Ausgleich zwischen den eidgenössischen Vorschriften und den besondern Bedingungen des Kantons kommen, durch den es Medizinern mit italienischem Doktortitel möglich würde, ohne das Hindernis neuer Prüfungen auch in der Schweiz zu praktizieren. Die Praxis im Tessin steht ihnen zwar jetzt schon frei, aber das genügt nicht, weil ihnen die militärärztliche Laufbahn immer noch verschlossen ist, und ebenso die Möglichkeit, in andere Teile des Landes überzusiedeln. Man versteht, dass es das oberste Recht eines Staates ist, seine Regeln für die Zulassung zur Ausübung eines Berufes vorzuschreiben; da aber die Schweiz keine italienische Universität besitzt, muss man doch zu irgend einem Kompromiss kommen. Was würden die Französischschweizer sagen, wären sie gezwungen, an einer deutschen Universität zu studieren? Es kommt daher vor, dass jene Tessiner, für die es aus irgendwelchen Gründen vorteilhaft wäre, in Italien zu studieren, sich durch die eidgenössischen Gesetze ungerecht behandelt fühlen. Der junge Tessiner sollte nicht schon bei der ersten Berührung mit den Bundesgesetzen den Eindruck erhalten, man wolle ihm verwehren, in seiner eigenen Sprache zu studieren. Nicht als ob dem so wäre, aber vielen könnte es so scheinen, und gewisse Jugendeindrücke ändern sich nicht mehr.

Andererseits steht es fest, dass das in Italien inmitten der heute stark nationalistischen italienischen Hochschuljugend durchgeführte Studium eine gewisse Gefahr darstellt für jugendliche Gemüter, die empfänglicher sind für die Stimme des Gefühls als für die der politischen Vernunft. Aber dieser Gefahr soll man wohl Trotz bieten, denn einmal überwunden, verspricht sie immun zu machen, und das mit größerer Gewissheit, als der Versuch, sie zu umgehen. Vor allem ist es gar nicht möglich, Tessiner zu haben, die bloß deswegen Schweizer bleiben, weil sie Italien nicht kennen — aber auch wenn es möglich wäre, sollte das unseren Mitbürgern gar nicht erwünscht sein, denn es wäre ein armseliger Ausweg und des hohen Begriffs vom Schweizertum, den wir haben, unwürdig. Übrigens würden viele

Tessiner doch immer in der Schweiz studieren, auch wenn sie es in Italien tun könnten, und zwar aus praktischen Gründen, um die fremden Sprachen zu erlernen.

* * *

Die andere notwendige Voraussetzung für die schweizerische Gesinnung des Tessins ist **2) das wirtschaftliche Gedeihen des Kantons.** Der Tessin ist schweizerisch, aber er will in der Schweiz auch leben und gedeihen können. Wenn schweizerisch sein, für ihn — seiner den großen schweizerischen Handelsmittelpunkten gegenüber schwierigen geographischen Lage wegen — die Unmöglichkeit wirtschaftlichen Wohlstandes bedeuten sollte, dann würde ich sehr für das Schweizertum des Tessins fürchten. Aber das sind reine Mutmaßungen, da heute alles mehr oder weniger von der Möglichkeit überzeugt ist, dass der Kanton wirtschaftlich gesunden wird, wenn man nur auch in Bern die Tessiner Forderungen nicht als bloße Verwaltungsakten, die man entgegennehmen oder aus budgetären Gründen zurückweisen kann, beurteilen will, sondern als Fragen von großer politischer Bedeutung. Zahlenmäßige Verluste können gutgemacht werden, Verluste an Vertrauen sind manchmal unheilbar.

* * *

Und schließlich noch ein Wort an unsere Miteidgenossen. Wenn die Tessiner irgendwelche Forderungen aufstellen, ist es nicht nötig, gleich — wie einige das tun — grob zu werden und von schlechten Schweizern und von Irredentismus zu reden, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, sich im Geist in die ganz besondere Lage der Tessiner zu versetzen und zu sehen, ob ihnen nicht gegebenenfalls noch mehr Gründe zur Verfügung stehen, als vorgebracht wurden. Statt dessen spielen jene Schweizer den Irredentisten (falls es solche gibt) in die Hand, da sie den Tessin nicht erwähnen können, ohne ein verächtliches Gesicht zu ziehen, nicht von ihm reden können, ohne Herrenmanieren anzunehmen, und ihn behandeln wie ein Ding, das heute noch von ihrem guten Willen, wenn nicht gar von der

Laune der gestrengen Herren jenseits des Gotthard abhängt. Der Tessiner ist Schweizer und will es bleiben, aber er hat das Recht, von manchen, die sich als seine Lehrmeister aufspielen, etwas mehr Vertrauen zu verlangen und etwas mehr Achtung.

BASEL A. JANNER

⊠ ⊠ ⊠

RATLOS?

Die freundliche und bestimmte Einladung, einen kleinen Beitrag zu dieser Tessiner Sondernummer beizusteuern, hat den Schreibenden in den Bergen erreicht, abseits von aller gedruckten Ware über den Tessin. In eine seriöse Zeitschrift schreiben ohne statistische Ziffern, historische Daten, Gesetzestexte, sogar ohne die rivendicazioni der Tessiner bei der Hand zu haben? — Gerade die Entblößtheit von allem Buchstäblichen hat mich schließlich bewogen, die Feder in die Hand zu nehmen. Mich lockt der Versuch, die Tessiner Dinge einmal so zu überblicken, wie sie sich außerhalb der Aktenstöße präsentieren, und bloß das Gedächtnis zu Hilfe zu nehmen mit zwiefachen Erinnerungen: Solche des Deutschschweizers, der durch persönlichen Verkehr den Tessinern näher zu kommen bemüht war, und solche des Journalisten, dem die Tessiner Angelegenheiten über den Schreibtisch fahren. Dieser Überblick soll geleitet sein von der Selbstprüfung: Ist *alles* gesagt worden, und ist *alles richtig* gesagt worden, was zur vollen Erkenntnis des Verhältnisses zwischen dem Tessin und der Eidgenossenschaft zu sagen ist?

Von Optimisten haben wir gehört: „Da gibts überhaupt nichts besonderes zu reden; eine Tessiner Frage existiert nicht"; von Pessimisten: „Die Situation ist höchst ungemütlich; sie verträgt nicht einmal in aller Offenheit und Öffentlichkeit diskutiert zu werden." Beides ist nicht übermäßig couragiert. Zwischen den beiden Extremen der Auffassung hat man ein Rezept für die Betrachtung und Wegleitung herausgefunden: In dubio pro Ticino. Das war oft ein famoses Hausmittel, in harmlosen wie in heiklen Angelegenheiten.